

## VORWORT

In Mythen vieler Kulturen dienen materielle Objekte als Behälter von etwas Immateriellem – der Seele, des Schicksals, von Erinnerungen oder der Zeit. In der slawischen Folklore gibt es den bösen Fürst Koschej, genannt der Unsterbliche. Etymologisch kommt der Name aus dem Türkischen von *košči*, was so viel wie „Gefangener“ bedeutet. Obwohl der Fürst seinem Namen nach unsterblich war, gab es dennoch eine Möglichkeit, ihn um sein Leben zu bringen. Dafür musste man seine Seele erlangen. Sie war gut versteckt: Auf einer weit entfernten Insel mitten im Meer, unter einer Eiche lag eine Truhe vergraben, in der sich ein Hase befand. In dem Hasen war eine Ente versteckt und in ihr – ein Ei. In diesem Ei verbarg sich eine Nadel. Brach man die Nadel entzwei, fand Koschej seinen Tod. In der griechischen Mythologie wiederum gibt es die Büchse der Pandora, die das

Unheil der Welt in sich einschließt, während im japanischen Shintoismus Kami existieren – Geister oder Götter, die sich in bestimmten Gegenständen manifestieren können. Auch in karibischen und afrikanischen Traditionen dienen Amulette als Verbindungsglieder zwischen der geistigen und der materiellen Welt.

Wenn wir über persönliche Erbstücke sprechen, funktionieren sie nach demselben Prinzip, sie werden zu Behältern der Erinnerung: Die vom Großvater geerbte Uhr ist nicht nur ein Mechanismus, der Sekunden zählt, sondern ein Objekt, das die Zeit, die Präsenz und die Rituale seines Besitzers bewahrt. Fotos in einem Anhänger sind nicht nur Bilder, sondern der Versuch, Liebe festzuhalten und eine seelische Verbindung zu bewahren. Diese Gegenstände wirken wie Anker in unserem Leben, indem sie das Vergehende festhalten und die Angst vor dem Verschwinden überwinden helfen. Sie geben uns ein Gefühl der Verbundenheit und manchmal auch des Schutzes. Doch auch in alltäglichen Dingen und Orten, zu denen man keine persönliche Bindung hat, kann man mit ein wenig Fantasie die Geschichten erkennen, die sie in sich tragen. Dies ist für mich der Weg, neue Kulturen kennenzulernen, wie die deutsche Kultur insbesondere.

Die Stadt Bacharach, die ich einige Male be-

suchen durfte, überraschte mich auf eine seltsame Weise mit der hohen Konzentration an solchen Artefakten auf ihrer kleinen Fläche. Die Stadt ist förmlich durchtränkt mit Geschichte<sup>1</sup> und weckte in mir die unwiderstehliche Lust, dieses malerische Örtchen in vollen Zügen zu erleben. Vielleicht ist die ganze Stadt selbst ein einziger, großer Artefakt, in den man sich begeben kann.

*Als bald die Zeit reif ist,  
verlässt man die Obhut  
heimischer Penaten  
und fliegt in die Welt hinaus.  
Läuft man jedoch weit genug  
über den Horizont,  
so findet das Ende  
unweigerlich seinen Anfang ...*

#### ANKUNFT

Schon in jungen Jahren war ich ein genauer Beobachter meiner Umgebung und hinterfragte den Grund aller Dinge. Meine blühende Fantasie war mein Werkzeug, die Welt zu verstehen. Als Kind war ich überzeugt, dass unser Planet niemals eine so gewaltige Kugel sein könnte, ohne dass all diese Masse einen Zweck hätte. Die Menschen, so stellte ich mir vor, lebten sicher im Inneren dieser Kugel. Über unseren Köpfen, jenseits des Himmels, musste sich die eigentliche Erdkruste befinden. Dies erklärte auch, warum Weltraumraketen so scharfe Spitzen hatten, denn damit durchstießen sie die Schicht, um in die endlosen Weiten des Alls vorzudringen. Und Schiffe aus Metall versanken nicht, denn sie liefen über den Meeresboden auf gewaltigen Stelzen. Archimedes, die Geophysik – von all dem hatte ich natürlich keinen Schimmer.

Doch war mein Durst nach Antworten unersättlich und nach und nach webte sich mein Weltbild zu einem immer dichterem Netz aus Wissen und Vorstellungskraft.

Bücher waren mein liebstes Refugium. Sie sprachen in meinem Kopf mit sanften, ruhigen Stimmen und eröffneten mir ganze Universen. Durch sie durfte ich die Gedanken, Träume und Ängste fremder Menschen teilen. Ihre Worte malten Welten, die ich besuchen konnte, ohne auch nur einen Fuß vor die Tür setzen zu müssen. Artefakte vergangener Zeiten wie die Überreste assyrischer Statuen hatten eine ähnliche Wirkung auf mich. Mit ihrer Hilfe konnte ich förmlich durch die Dicke der Zeit dringen und dem Bildhauer dabei zusehen, wie er mit grimmiger Hingabe die geschwungene Hüfte seiner Königin aus einem kalkigen Brocken herauschälte. Ich hörte das rhythmische Klopfen seines Meißels, das wie ein Herzschlag im Staub der Werkstatt widerhallte. Dann sah ich die Flammen, die babylonischen Angreifer, das Chaos. Wie diese Statue – genau so wie ihr lebendiges Vorbild aus Fleisch und Blut – einem großen Brand zum Opfer fällt, um für Jahrtausende unter Sandschichten zu schlafen, bis ein eifriger Diener seiner Majestät im Auftrag des Britischen Museums sie wieder ans Licht bringt.

Solche Gegenstände waren für mich Maschi-

nen, gebaut, um die Zeit zu überlisten. Portale in längst vergangene Epochen, die mir verborgen geblieben wären, hätte es nicht diese von Menschenhand geformten Relikte gegeben, die bewiesen, dass all diese Leben, diese Königreiche und Tragödien nicht nur Träume waren.

*„So ist es gewesen. Und jetzt  
kehre zu mir zurück!“  
Nathanael, am Fluss.*

\*\*\*

Nach meinem Abschluss in Literaturgeschichte reiste ich durch die schwülen, von Nebel umhüllten Regenwälder Südamerikas. Mein Buch über die Kultur der Ureinwohner des Amazonas bekam große Anerkennung in kleinen Kreisen und um für mein bescheidenes Werk die Werbetrommel zu rühren, machte ich eine Art Tournee durch regionale Messen und die Hinterzimmer kleiner Buchläden. Schließlich landete ich wieder in der Stadt meiner Alma Mater, in Koblenz, wo, dank seiner ausgiebigen Vorliebe zu Bier und Fleisch, der Ladenbesitzer einen schweren Gichtanfall erlitt und ich meinen Auftritt kurzfristig absagen musste. Jedoch verschaffte mir dies ungewollt ein Wochenende ohne jegliche Verpflichtungen und

ich erinnerte mich an die Nachricht eines alten Studienkollegen, Nathanael, welcher sich vor ein paar Wochen nach mir erkundigt hatte. Ein Bierchen, hatte er geschrieben, nur ein Bierchen, wenn du mal wieder in der Gegend bist. Warum nicht?, dachte ich mir. Und so bestieg ich den Zug Richtung Mainz.

Das Abteil war fast leer – ungewöhnlich für diese Strecke. Ich suchte mir einen Platz am Fenster, legte meine Jacke unter den Kopf, lehnte mich an die Scheibe und beobachtete, wie die smaragdgrüne rheinische Landschaft in einem hypnotischen Rhythmus an mir vorbeizog. Die Strecke schlängelte am rheinischen Ufer entlang, der Zug folgte ihren sanften Windungen und so verschoben die Berge sich in der Ferne, um mir einen Blick in die tiefen Täler zu gewähren. An ihren steilen Hängen erschienen dunkle Burgruinen. Wie alte Wächter vergangener Zeiten schauten sie auf mich herab. Die dunklen Silhouetten waren furchteinflößend und anziehend zugleich. Durch ihre halbblinden Fensterhöhlen schien der Himmel durch. Ich stellte mir vor, wie edle Herren durch sie in die Ferne blickten, vielleicht sogar auf das Ufer, wo ich gerade vorbeifuhr, und von ihrer Erbschaft träumten. Und während sie das taten, lief gerade mal ein Stockwerk tiefer ein von der gegnerischen Armee angeworbener Kammerdiener den dunklen Gang

entlang, mit einem Dolch in seinem Ärmel versteckt, um einen hinterhältigen Plan auszuführen. Ein paar Treppen trennten ihn und das Gemach seines Herren ... In diesem Moment nahmen die Schienen die nächste Kurve und der Einblick in die Vollendung der spannenden Intrige blieb mir verborgen.

„Nächster Halt: Bacharach! Ausstieg rechts!“, verkündete schrill der Lautsprecher und riss mich damit aus meinen Gedanken. Meinen Rucksack geschnappt, stieg ich aus dem Zug. Der Bahnhof war winzig, nicht mehr als zwei schmale Bahnsteige, genug, um einen Zug aus jeweils einer Richtung zu empfangen. Nach einer kurzen Nachricht an Nathanael, dass ich angekommen sei, machte ich mich auf den Weg zum Hotel, in dem ich ein Zimmer übers Wochenende gebucht hatte, um die Gelegenheit zu nutzen, die Stadt in Ruhe zu erkunden.

Ich schlenderte die Oberstraße entlang, eine der beiden Adern, die das Rückgrat der Stadt bildeten. Der Fußgängerweg, kaum mehr als ein paar Handbreit zwischen den Häusern und der Fahrbahn, schien eher aus der Pflicht entstanden zu sein, ohne dass man ihn wirklich gewollt hätte. Jedes Mal, wenn mir jemand entgegenkam, drückte ich mich instinktiv an die Seite, ging an der kühlen Mauer entlang und hielt den Atem an, während

die Autos, trotz der groben Pflastersteine, mit einer beängstigenden Geschwindigkeit an mir vorbeirauschten. Jahrhunderte vor mir waren Reisende denselben Weg gegangen – sicherlich in der gleichen Sorge, von einem Karren erfasst zu werden.

Beginnend beim alten Rathaus, schmiegt sich rechts und links die Fachwerkhäuser wie eine Schar grauer Krähen aneinander, die an einem kalten Herbstmorgen ihr Gefieder sträubte. Ihre dunkel gebeizten Balken, die das Alter ihres Holzes verrieten, rahmten Zwischenräume aus hellem Stein, in denen der Putz bröckelte und feine Risse über das Mauerwerk liefen. Gebeugt, jedoch tapfer trotz Witterung und lauernder Blicke, standen sie da und hielten ihre Wacht. Über den spitzen Dächern, die sich auf der linken Seite in einer zackigen Linie am Himmel entlangzogen, erhob sich die Burg. Ein massiger, aus Stein gehauener Riese, der auf die Stadt herabsah. Die Sonnenstrahlen, die sich durch die zähen Wolken kämpften, fielen in unregelmäßigen Schüben auf die alten Mauern und spiegelte sich in den kleinen, kaum mehr als schartenartigen Fenstern. Dieses Glimmen, das Aufflackern, das die Festung umhüllte, setzte für einen Moment – vielleicht nur den Bruchteil einer Sekunde – die Burg in Flammen. Dieser Anblick, überwältigend und zugleich ungreifbar, ließ mich in Gedanken zurückschweifen, als hätten Jahr-

hunderte zuvor die Mauern tatsächlich gebrannt  
– durch den Zorn von Belagerern, die die Festung  
in die Knie zwingen wollten.

#### ANEINANDER

Während ich weiter zur Stadtmitte vordrang, fiel mir auf der Straße eine Gestalt ins Auge, die sich in meine Richtung bewegte und dabei, in ihrer Erscheinung, vollkommen deplatziert wirkte. Es war ein alter Mann, der mir auf zwanzig Meter entgegenkam. Sein Gang war hinkend, ein leichtes Ziehen bei jedem Schritt, doch zugleich von einer sonderbaren Zielstrebigkeit durchzogen. Unter seinem schwarzen Mantel trug er ein knielanges, fast schon zerfleddertes Baumwollhemd, an dessen Seiten geflochtene Seile hingen. Dazu eine weite Hose, die an den Hüften viel zu lose saß und über schweren, klobigen Lederschuh en endete. Diese Schuhe, so wirkte es, waren um ein paar Nummern zu groß und doch schien der Mann mühelos in ihnen zu laufen. Auf dem kahlen Hinterkopf bemerkte ich eine kleine Kippa, die wie verloren auf seinem Schädel thronte. Sein ausdrucksloses,

von tiefen Falten – wie ausgetrockneten Flussläufen – durchzogenes Gesicht umrahmten zwei dünne, graue Locken. Eine kleine runde Brille mit einem zarten Kupfergestell balancierte auf der großen und knöchigen Nase. Über seine Schulter hing ein abgenutzter Lederriemen, an dem eine Holzkiste befestigt war, die er fest an seinen Bauch drückte. In dieser Kiste, so konnte ich beim Vorbeigehen erkennen, lagen alte Bücher, in Leder gebunden, mit vergilbten Seiten, die an den Rändern hervorquollen. Der Anblick des Mannes wirkte so überzeichnet, so grotesk, dass ich unwillkürlich an eine Karikatur dachte. Es war, als hätte jemand all jene Stereotypen und Vorurteile, die man im Laufe der Geschichte angesammelt hat, in dieser einen Gestalt materialisiert.

Just bevor wir zusammenstießen, bog der Mann in eine Seitengasse ab, als hätte er meine Blicke gespürt. Die Neugierde brannte stärker als die Vernunft und in diesem Moment der Schwäche konnte ich ihr nicht mehr entgegensetzen, als dem „alten Juden“ – so taufte ich den Mann auf die Schnelle – in die Seitenstraße zu folgen. Trotz der offensichtlich schweren Last, er mit sich trug, bewegte er sich mit einer Leichtigkeit, die seinem Alter oder seiner Erscheinung kaum angemessen war. Gleich darauf verschwand er hinter der nächsten Straßenecke. Ohne nachzudenken, setzte

ich meinen Weg fort, dem unsichtbaren Ziel entgegen, das mir der Fremde durch seine rätselhafte Gestalt aufzuzeigen schien.

An der nächsten Kreuzung blieb ich abrupt stehen. Die Straße vor mir war vollkommen leer – kein Zeichen des Mannes, keine Spur seiner hastigen Schritte, keine Bewegung, die auf seine Anwesenheit hindeutete. Es war, als hätte die enge Gasse die Gelegenheit genutzt und ihn einfach verschlungen. Ich lauschte, ob irgendwo ein Echo seiner Schritte widerhallte. Es blieb still. Vor mir erhob sich ein großes Tor, eingefasst in einen Turm aus grobem, grauem Stein. Die verwitterte Oberfläche war von Moos überzogen, Reste der menschlichen Baukunst, die die Natur langsam zurückzufordern begann. Über dem Torbogen war eine verblasste Inschrift eingemeißelt. Ich trat näher, um die Worte besser zu erkennen:

*Suchst Du Labung – bleibe hier.  
Ziehst Du weiter – Gott mit Dir!*

Diese Worte, scheinbar harmlos und gastfreundlich, schienen nicht einfach nur eine Grußformel zu sein, sondern eine stille Mahnung – die Wahl zwischen dem sicheren Verweilen oder dem Wagnis eines Fortgangs, ungewiss, was jenseits dieses Tores auf einen warten könnte. Von hier aus

konnte ich den Rhein sehen, wie er in der Ferne friedlich dahinfloss und von all dem, was in den engen Gassen geschah, unberührt blieb.

Und doch ... wo war nun der alte Mann? Unentschlossen bog ich nach rechts ab, von einer Ahnung getrieben, die mir selbst nicht ganz klar war. Der Weg führte mich zu einem verlassenen Haus, das trostlos und verlassen wirkte, seit Jahrzehnten in einem Zustand langsamen Verfalls. Die Fenster waren mit groben Holzbohlen vernagelt, der einst heile Putz war von tiefen Rissen durchzogen und an einigen Stellen war er vollständig abgeblättert, als hätte das Gebäude sich selbst aufgegeben. Ich blieb vor der Eingangstür stehen und mein Blick fiel auf eine bronzene Gedenktafel, die neben dem Türrahmen befestigt war:

*Meine Stimme zu Ihm:*

*Ich schreie, ich flehe,*

*Du, höre mein Gebet.*

*Der Feind verfolgt meine Seele,*

*Duckt zur Erde mein Leben.*

*Setzt mich in Finsternisse*

*Wie Urzeittote.*

*Du zu dir hin berge ich mich.*

*Ein Harfenlied Davids –*

*Zum Gedenken der Juden in Bacharach*

Die Worte schienen in die Mauern des Hauses eingraviert zu sein, dass ich zu spüren meinte, wie das gesamte Gebäude diese uralte Trauer verinnerlicht hatte, als wäre es ein stiller Zeuge der Schrecken, die in dieser Stadt geschehen waren.

Unter meinem Gewicht gab die verwitterte Eingangstür leicht nach, als ich mich an sie lehnte. Durch den schmalen Spalt zwischen den Türflügeln spähte ich in das Innere des Hauses. Es war dunkel, so dunkel, dass die wenigen Details, die ich erkennen konnte, von einem unheimlichen Schattenlicht umhüllt schienen. Alles im Raum war von einer dicken Schicht Staub bedeckt, wie von einem weichen, grauen Wollschal, der so flauschig ist, dass man seine Konturen nicht genau erkennen kann. Ein schwacher Lichtstreifen, der von draußen durch einen Riss in den Brettern der Tür fiel, beleuchtete einen hölzernen Stuhl. Auf diesem Stuhl lag eine zerbrochene kleine Brille, schief und seit Langem ungenutzt, als hätte jemand sie vor Jahren achtlos dort abgelegt und nie wieder danach greifen können. Die gezackte Bruchstelle schimmerte im Licht, wie die Ellipse eines Lebens, das nie vollendet wurde.

Ich versuchte mir vorzustellen, wer hier gewohnt hatte. Wie viele Bewohner mochte dieses Haus einst beherbergt haben? Wie viele Geschichten waren hier erzählt worden, wie viele Lieder



gesungen, wie viele Gebete gesprochen? Vielleicht hatten nur ein paar Dutzend Menschen hier gelebt. Drei, vier Familien. Jedoch, in einer Stadt so klein und eng, war das mehr als genug, um eine Gemeinschaft zu bilden, in der jeder jeden kannte. Hier war es kein bloßes Sprichwort, sondern lebendige Realität: Jeder wusste, wer sein Nachbar war, was er dachte, woran er glaubte. Diese Menschen, deren Spuren nur noch im Staub und in den verblassenden Erinnerungen der Mauern zu finden waren, hatten ein Leben geführt, das sich untrennbar mit dem Schicksal ihrer Nachbarn verflochten hatte. Ihre Geschichten waren nicht isoliert, sie waren Teil eines Netzwerks von Beziehungen, die nun so zerbrochen waren wie die Brille auf dem Stuhl.

Im Halbdunkel meiner Vorstellung malte sich die Szene in schmerzhaften Details aus: Im frühen Morgengrauen steht ein kleiner Laster vor dem Haus und vor ihm ein schwarzer Wagen mit laufendem Motor, ein monotoner, mechanischer Klang, der die Stille der Straße zerschneidet. Am Steuer sitzt ein junger Offizier. Die Luft ist kühl, der Dunst des Morgens zieht in leichten Schleiern über die Pflastersteine. In diesem nebligen Dämmerlicht treten sie aus der Tür: zwei Männer, zwei Frauen und drei Kinder, begleitet von drei mit Gewehren bewaffneten Soldaten. Die Familie bewegt

sich mit der Schwerfälligkeit von Menschen, die plötzlich aus dem Schlaf gerissen wurden, deren Körper noch halb im Traum gefangen sind, während die Realität wie ein kalter Schauer über sie hereinbricht. Sie wirken verwirrt, ihre Kleidung hastig zusammengeworfen – alles, was sie in den letzten Minuten ihrer Freiheit anziehen konnten. Der ältere der beiden Männer, vielleicht der Großvater, starrt zu Boden. Er wagt es nicht, den Blick zu heben – als ob er bereits weiß, dass es keinen Weg zurück gibt. Die jüngere Frau, mit einem Kleinkind fest in ihren Armen, schaut sich panisch um. Ihre Augen huschen von einer Straßenseite zur anderen, verzweifelt nach einem Funken Hoffnung suchend, nach einem Ausweg, der längst verbarrikadiert ist. Dann, für einen flüchtigen Moment, fängt sie den Blick einer Nachbarin auf. Die Frau im zweiten Stock gegenüber hat vorsichtig die Gardinen ein wenig beiseitegezogen, um hinauszuspähen. Ihr Gesicht ist bleich und als sich ihre Augen mit denen der Mutter treffen, blickt sie gehetzt und zieht die Vorhänge rasch zu.

Die Tragödie hier ist greifbar und erdrückend, nicht durch ihre Größe, sondern durch ihre Intimität. Es ist nicht die Masse, die hier zählt, nicht die abstrakten Zehntausende, die in Geschichtsbüchern als Zahlen verschwinden. Es sind die wenigen. Es sind konkrete Familien, Menschen mit

Namen, mit Gesichtern, deren Geschichten jeder in dieser kleinen Stadt kennt. Jeder kannte. Alle kannten einander. Und jetzt standen sie hier, in der Kälte des Morgens, in einem schicksalhaften Augenblick, der das dünne Band des Nachbarschaftslebens auf immer zerschneiden würde.

In diesen Gedanken versunken weitergehend, wurde ich plötzlich wieder wachsam. Ich blinzelte und fand mich auf der belebten Oberstraße wieder. Die Hektik der vorbeigehenden Menschen, das Rattern der Autos auf der gepflasterten Fahrbahn und das Zwitschern der Vögel in der Luft rissen mich zurück in die Gegenwart, doch das Bild in meinem Kopf – die Soldaten, die Familie, die Nachbarin – wollte noch lange nicht verschwinden.

Eine schmale Treppe führte rechts am Torbogen hinauf und kurz darauf befand ich mich auf der alten Stadtmauer, die mich durch einen steinernen Korridor an der Rückseite der Häuser entlangführte. Von hier aus öffnete sich ein atemberaubender Blick über den Rhein. Mehrere Frachtschiffe arbeiteten sich stoisch gegen die unbarmherzige Strömung voran, so klein wirkend in der Weite des Flusses und doch unermüdlich. Hinter mir, aus einem kleinen spanischen Lokal drang ein Duft von gebratenem Knoblauch und Fisch. Eine junge Frau, wohl die Tochter des Besitzers, balancierte

ein voll beladenes Tablett zum Tisch eines Gastes am Fenster. Ihr Haar war so wild gelockt, dass es von der leichtesten Brise zu tanzen begann. Der Gast, ein älterer Herr, strahlte in Vorfreude auf sein Mahl. Als sie meinen Blick auffing, lächelte sie und einen Augenblick lang blieb ihr Lächeln bei mir hängen. Vielleicht würde ich später auf dem Rückweg für ein Mittagessen hier vorbeikommen.

Einige Meter weiter wurde in einem breiten Spalt zwischen zwei Häusern ein Eingang sichtbar, über dessen steinerner Tür das Jahr „1513“ eingraviert war – Jahrhunderte Stadtgeschichte in wenigen Zahlen verdichtet. In diesem Moment öffnete sich die Tür und eine Frau mit einer Haut so tiefschwarz wie Ebenholz trat heraus, gekleidet in einen so schreiend neon-pinken Overall, man könnte meinen, er würde selbst nachts leuchten. Ihr schillernd provozierendes Aussehen stand im besonderen Kontrast zur frommen Historie der Mauern um sie herum. Sie bückte sich und hob die Post vom Boden auf. Ich schmunzelte. Welch einen weiten Weg dieses Land gegangen ist ...

Dieser kurze Moment mit seinem stillen Gleichgewicht zwischen Vergangenheit und Gegenwart fühlte sich an wie eine Verschnaufpause von den dunklen Tagträumen, die mich begleiteten, und gab mir ein Gefühl von Erleichterung und Hoffnung zugleich. Ein Moment des frischen

Atems, des aufkeimenden Lichts inmitten der gedämpften Schatten meiner Reise.

## GEISTER DER GEGENWART

Ich passierte den alten Posthof. Die Fachwerkmauern waren bunt bemalt und das massive Holztor zum Innenhof, dunkel und verwittert, als hätte es den Dreißigjährigen Krieg überlebt und sei Zeuge von Kämpfen, Leid und Triumph gewesen, stand halb offen und lud mich ein. Heutzutage befand sich hier eine Gaststätte. Neugierig warf ich einen Blick hinein. Was ich sah, ließ mich den Atem anhalten. Im Inneren des Hofes trugen zwei schwer gepanzerte Ritter mit klobigen, funkelnden Schwertern einen Schaukampf aus. Der dumpfe Klang von Metall auf Metall erfüllte den Innenhof. Einer der Ritter setzte gerade zum Angriff an – seine eisernen Stiefel dröhnten über den steinigen Boden, jeder Schritt ein mühsamer Akt. Langsam hob er seinen massiven Zweihänder über den Kopf, seine Muskeln angespannt unter dem glänzenden Metallpanzer. Mit einem brachialen Schrei